

GRENZWERTIG

Aus dem Leben eines **Doping**dealers

STEFAN MATSCHINER

aufgezeichnet von Manfred Behr



riva

SPORTVERLAG

© des Titels »Grenzwertig« (ISBN: 978-3-86883-132-0)
2011 by riva Verlag, FinanzBuch Verlag GmbH, München
Nähere Informationen unter: <http://www.rivaverlag.de>

Vorwort

Stefan Matschiner

Warum dieses Buch? Berechtigte Frage. Der Drang, ein entscheidendes Kapitel meines Leben aufzuarbeiten, Ballast abzuwerfen, endlich abzuschließen? Das Bemühen, der Öffentlichkeit die Augen zu öffnen, wie weit sich der Spitzensport von seinen Idealen entfernt hat? Ein Versuch, aus der eigenen, nach Ansicht des Gerichtes kriminellen Vergangenheit Kapital zu schlagen? Die Antwort liegt auf der Hand: Es ist eine Mixtur all dieser Motive. Und ich schäme mich für keines.

Klar sollte sich der eine oder andere Euro auf mein Konto verirren. Die österreichische Justiz hat schließlich alles dafür getan, dass ich eine Zahl ohne negatives Vorzeichen auf meinem Kontoauszug gar nicht mehr zu deuten wüsste. In der Konvention zum Schutz der Menschenrechte und Grundfreiheiten wird jedem ein zügiges und faires Verfahren garantiert. »Zügig« hieß in meinem Fall, dass zwischen dem Ende der Untersuchungshaft und dem ersten Verhandlungstermin fast 16 Monate vergingen. Obwohl nach allerspätestens drei oder vier Monaten alle Fakten auf dem Tisch gelegen waren. Die schleppende juristische Abwicklung zeitigte eher unangenehme Effekte bei meinen Versuchen, mir eine neue Existenzgrundlage zu schaffen. Egal, ob ich mich in die Hände einer Personalvermittlungsagentur begab, selbst nach einer unselbstständigen Erwerbstätigkeit Ausschau hielt oder wegen einer Starthilfe für mein Unternehmen bei der Bank vorstellig wurde – die Antwort war immer: »Sie sind unser Mann – sobald Ihr Verfahren abgeschlossen ist.«

Dabei war es gerade dieses »Nachgehen einer geregelten Tätigkeit«, das bei meiner Entlassung aus der U-Haft mit Nachdruck von mir gefordert wurde. Ich konnte auf ein intaktes soziales Netz zurückgreifen, auf die Familie, auf Freunde, die mich nicht hängen ließen. Viele andere haben diesen Back-

ground nicht, werden fast notgedrungen wieder straffällig. Und wer es bis dahin nicht war, hat gute Chancen, es unter diesen Umständen zu werden.

Die Aufarbeitung meiner eigenen Vergangenheit entpuppte sich als wichtiger, wenngleich zum Teil schmerzlicher Prozess. Er beinhaltet das Eingestehen meines eigenen sportlichen Scheiterns und die Erkenntnis, an einer Menge Weggabelungen zielsicher die falsche Abzweigung genommen zu haben. Reue empfinde ich dennoch keine. Bedauern, dass ich über all die Jahre meine Familie sträflich vernachlässigt habe – ja. Aber Reue? Sicher nicht. Genau das hat die Richterin bei der Festsetzung des Strafmaßes als strafverschärfend gewertet. Was zu erwarten war – ich aber sah keinerlei Grund, ihr etwas vorzugaukeln. Ich hatte mit erwachsenen Menschen zu tun, mit mündigen Bürgern. Ich habe mich niemandem angebiedert, meine Kunden kamen auf mich zu, manche wollte ich mangels sportlicher Perspektive gar nicht betreuen, ließ mich dann aber nach dem x-ten Gespräch doch überreden. Oft auch deshalb, weil ich hoffte, über diesen und jenen Sportler auf Managementebene Kontakte zu anderen, auch sauberen AthletInnen zu bekommen. Denn, man mag es mir glauben oder nicht, das Beschaffen und Weitergeben von Dopingmitteln war nicht das Kerngeschäft der International Sports Agency, die ich Anfang 2004 ein zweites Mal gegründet hatte. Meine Vergangenheit als sportmedizinisch-pharmakologischer Betreuer erfüllt mich nicht mit Stolz, ich weine diesem Teil des Sportmanagementjobs keine Träne nach. Mein Tun hatte andererseits aber nichts, wofür ich mich zu irgendeinem Zeitpunkt geschämt hätte. Demzufolge wird man in meiner Biografie keinen Versuch der Reinwaschung finden, nichts Beschönigendes oder gar Verklärendes. Zu wichtig war mir, mich zu befreien, mir alles von der Seele zu schreiben.

Dazu gehört, all jenen, die an der Wahrheit interessiert sind, die Augen zu öffnen, hinzuweisen auf die unüberbrückbare Kluft zwischen Sein und Schein im Hochleistungssport. Auf die Verlogenheit der Funktionärskaste, die in flammenden Ansprachen die hehren Ideale des Sport beschwört, aber, sobald die TV-Kameras abgeschaltet sind, tatenlos zusieht, wie diese achtlos mit Füßen getreten werden. Auf die allgegenwärtige Lüge, dass Fairplay eine relevante Kategorie in der Spitze der sportlichen

Leistungspyramide darstellt. Auf die Parallelwelt Spitzensport, in der den Akteuren früher oder später alle Grenzen verschwimmen, jedes Unrechtsbewusstsein verloren geht, in der Dinge normal werden, die es mit Sicherheit nicht sind.

Begonnen habe ich mit der Erstellung des Manuskripts bereits während meiner Untersuchungshaft im »Grauen Haus«, der Justizanstalt Wien-Josefstadt. Die Idee ist sogar noch älteren Ursprungs. »Irgendwann«, so dachte ich einige Male insgeheim, »irgendwann spreche ich diesen ganzen Wahnsinn auf einer langen Autofahrt in ein Diktiergerät und gebe es Manfred Behr. Der hat sich das mit seiner Hartnäckigkeit verdient.« Gut, dass ich es nicht getan habe, die gemeinsamen Marathonsitzungen in den Wochen und Monaten nach meiner Enthftung waren ungleich unterhaltsamer, das Frage-Antwort-Spiel eröffnete neue Blickwinkel, ich kramte viele Erinnerungen hervor, die längst verblasst waren, die mit Sicherheit der Vergessenheit anheimgefallen wären.

Bei aller (wohl zu spät entdeckten) Liebe zur Wahrheit: Dieses Buch befriedigt voyeuristische Triebe nur sehr bedingt. AthletInnen, die nicht zu ihrer Doping-Vergangenheit stehen (mussten), wurden mit Pseudonymen (im Text mit einem * gekennzeichnet) unkenntlich gemacht, manche bekamen gleich deren zwei verpasst, wenn die Verkettung zweier oder mehrerer Sachverhalte allzu verräterisch schien. Ich sehe es nun mal nicht als meine Aufgabe an, Existenzen zu gefährden, im schlimmsten Fall zu vernichten. Welchen Sinn hätte es, einzelne Sportler an den Pranger zu stellen und zum Abschuss freizugeben? Die selbst ernannten Wächter des Sports würden doch nur wieder etwas von »schwarzen Schafen« stammeln und den Rest der Sportwelt für weitgehend sauber erklären. Diese Realitätsverweigerer erinnern mich ein ums andere Mal an den Witz mit dem PKW-Lenker, der die falsche Autobahnauffahrt benützt und völlig verdutzt zu seinem Beifahrer sagt: »Schau mal, lauter Geisterfahrer!« Der Sport ist eine Weide voller schwarzer Schafe. Anstatt sie alle zu brandmarken, wäre es zielführender, sich der Realität zu stellen, zu verstehen, warum sich so viele ihrer weißen Weste entledigen, woran es in diesem System krankt und wie man Anreize schaffen könnte, den Sport ein bisschen weniger unsauber zu machen. Letzteres wird schwer genug.

Zu guter Letzt möchte ich mich bei all jenen entschuldigen, die ich durch mein Handeln menschlich enttäuscht habe. Freunde, vor allem Familienmitglieder. Wenn ich den einen oder anderen nicht ins Vertrauen gezogen habe, bitte ich, mir das nachzusehen, es steckte keine Strategie dahinter, vermutlich hat sich einfach nicht die passende Situation ergeben.

Beruflicherseits möchte ich zwei Namen hervorheben. Erstens den Veranstalter des Peuerbacher Silvesterlaufes, Hubert Lang. Wir hatten ein sehr gutes, freundschaftliches Verhältnis, das 2008 einer schweren Prüfung unterzogen wurde, als Athleten auf ihn Druck machten, keine Kenianer mehr aus meiner Agentur zu engagieren. Ich habe Hubert versichert, dass an all den Gerüchten rund um meine Person nichts dran ist. Wir vereinbarten schließlich, dass er Athleten von mir verpflichtet, ich als Manager aber offiziell nicht aufscheine. Danke für deine Courage, entschuldige, dass ich dir ins Gesicht gelogen habe!

Zweitens muss ich bei den Vertretern meines Leichtathletikvereines LCAV doubrava Abbitte leisten. 2008 wurde mir zum ersten Mal die Ehre zuteil, das Elite-Feld für die Attnanger Meile zusammenstellen zu dürfen. So wie 2009, zum 25-jährigen Jubiläum. Leider wurde meine Arbeit am 1. April, einen Monat vor dem Rennen, durch meine Verhaftung abrupt beendet. Ich hoffe, die Veranstaltung nicht geschädigt zu haben, und möchte ausdrücklich darauf hinweisen, dass Doping in einem der besten österreichischen Nachwuchsvereine der vergangenen drei Jahrzehnte zu keinem Zeitpunkt Thema war.



»Kriminalpolizei! Aufmachen!«

Benson! Sitz! Uuund ... bleib! Unser Großer Schweizer Sennenhund neigt zu Temperamentausbrüchen. Katzen, Spaziergänger, Briefträger oder nur das Läuten an der Eingangstüre – ihn vermag beinahe alles aus der Contenance zu bringen. Dass unser Haustier in den Morgenstunden des 31. März 2009 keine ruhige Minute hatte, kann ich aber auch heute noch gut nachempfinden. Ein Blick aus dem kleinen Toilettenfenster im oberen Stock unseres Laakirchner Wohnhauses genügte, um zu erkennen, dass da etwas so gar nicht seinen gewohnten Gang nahm. Neun Männer vor dem Eingangstor, die ich erst nach und nach wahrnahm, weil sie sich hinter den Mistkübeln beziehungsweise hinter dem Hauseck versteckt hatten. An einem Dienstag, um 7.30 früh, in unserer Sackgasse, in die sich nur alle heiligen Zeiten das Auto eines Fremden verirrt. Das hatte was von Ausnahmezustand.

Es bedurfte nicht allzu viel detektivischer Kombinationsgabe, um mir den tieferen Sinn dieser Menschenansammlung zu erschließen. Diese neun Herren, das war mir sofort klar, gehörten zur Sonderkommission Doping des Innenministeriums, die im Januar 2009 gegründet worden war, um die Distributionskanäle der Dopinghändler im Breitensport, in den Kraftkammern und Fitnessstudios zu zerschlagen. Und um im Spitzensport aufzuräumen. Auftrag Nummer zwei dürfte die Beamten wohl zu mir geführt haben. Sie waren gekommen, um mir, der Spinne im Netz, wie mich die Frankfurter Allgemeine Zeitung bezeichnet hatte, das Handwerk zu legen. Die Begrüßung beseitigte die letzten Zweifel: »Herr Matschiner! Kriminalpolizei! Aufmachen!«

Unvorbereitet traf mich all das natürlich nicht. Einen Monat davor war, vermeintlich unbemerkt, ein Peilsender an der Bodenplatte meines Ford Kuga angebracht worden – wie auch am Ford Focus meiner Frau Sonia. Seither spielte mein Mobiltelefon verrückt, es krachte, grammelte und in unschöner Regelmäßigkeit rissen die Gespräche – meist nach exakt vier Sekunden – überhaupt ab. Untrügliche Zeichen für den einen oder anderen

ungebetenen Zuhörer. Zudem befand sich der frühere Sportdirektor für Langlauf und Biathlon im Österreichischen Skiverband (ÖSV), Walter Mayer, seit 22. März in Justizgewahrsam. Der Konnex zwischen ihm und mir war niemandem verborgen geblieben. Wir hatten auch nie auf Geheimhaltung Wert gelegt. Hinzu kam die Aussage von Lisa Hütthaler. Die im März 2008 positiv auf Dynepo getestete Triathletin hatte mich gegenüber den Ermittlungsbehörden nach rund siebenmonatiger Nachdenkpause als ihren Dopinglieferanten geoutet. Und schließlich war da noch Bernhard Kohl, mein ehemaliger Schützling, der gefallene Radheld. Mir war klar, dass ich mich auf ihn wohl nicht mehr verlassen können werde, über den Grad seiner Kollaboration mit der Sonderkommission konnte ich zum damaligen Zeitpunkt aber nur mutmaßen.

Ich musste also auf jeden Fall mit einem Besuch der Behörden, aller Voraussicht nach sogar mit einer Festnahme rechnen. Diesen Moment wähnte ich bereits am 29. März gekommen, als ich nach meiner Rückkehr von einer Florida-Dienstreise im Zug von München nach Salzburg von deutschen Beamten in Zivil kontrolliert wurde. »Mein Gott, jetzt schaffe ich es nicht einmal mehr nach Hause«, schoss es mir ein. Ein Ausdruck meiner damaligen Verunsicherung, denn die Kontrolle stellte sich kurz darauf lediglich als Teil der erhöhten Sicherheitsvorkehrungen im Zuge des NATO-Gipfels in Strasbourg heraus.

Meine Nervosität hatte sich auch auf dem Flug von Tampa über Düsseldorf nach München bemerkbar gemacht. Üblicherweise hält es mich bei Transatlantikflügen kaum auf meinem Sitz, diesmal zog ich mir die Baseballmütze tief ins Gesicht und die Decke bis ans Kinn. Ich hatte schon beim Einsteigen ein riesiges Foto von mir in einer großformatigen deutschen Zeitung entdeckt ...

Zwei Tage nach diesen Schrecksekunden wurden meine Befürchtungen dann doch Realität. Noch am Vorabend hatte ich zu meiner Frau im Schlafzimmer gesagt: »Gut möglich, dass sie mich morgen in der Früh holen kommen. Ich glaube, wir sollten vielleicht noch ...« Ich war mit dem morgendlichen Babydienst dran, war um sechs Uhr aufgestanden und hatte gerade unseren damals neun Monate alten Sohn Simon auf dem Arm, als die SOKO-Männer Einlass begehrten. »Was ist los?«, erwiderte ich ihre unmissverständliche Aufforderung, die Tür zu öffnen. Dabei blieb ohne-

hin wenig Spielraum für Interpretationen, zumal der Einsatzleiter mit dem Hausdurchsuchungsbefehl in der einen und dem Haftbefehl in der anderen Hand wedelte. »Schau, dass du das Kind abgibst«, hörte ich ihn als Nächstes sagen.

Der Moment der Festnahme ist keiner, den du wie eine Rolle auswendig lernen kannst, um sie dann, quasi bei der Premiere, fehlerlos abzurufen. Aber ich war gut präpariert, hatte mich unmittelbar nach der Rückkehr in Salzburg mit meinem Rechtsanwalt beraten. »Was sucht ihr denn überhaupt?«, machte ich gegenüber den Ermittlern auf kooperativ. »Das wirst du wohl selbst wissen«, entlarvte Einsatzleiter Franz Schwarzenbacher mein Angebot als reine Rhetorik. Ich konnte mich ruhigen Gewissens auf das Geplänkel einlassen, denn belastendes Material gab es bei mir ohnedies keines sicherzustellen. Die mich belastenden Computerdaten waren im Januar 2008 in Budapest bei einem Einbruch in mein Auto mitsamt meinem Notebook abhandengekommen oder längst von mir unwiderruflich mit einem Spezialprogramm gelöscht worden. Somit konnte ich auch der unvermeidlichen Frage nach meinem Laptop gelassen entgegentreten. Selbst wenn der nicht gerade wegen eines Festplattenschadens bei einer Computerfirma in Steyrermühl deponiert gewesen wäre. Ein Faktum, das den Beamten verdächtig erschien. Zwei rückten umgehend aus und erlebten in dem EDV-Laden einen herben Rückschlag. Die Festplatte war Minuten vorher formatiert worden, nur rund fünf Prozent der Daten konnten in der Folge rekonstruiert werden. Die von mir angebotene Sicherungs-CD, auf der alle Daten der vergangenen beiden Jahre gespeichert waren, hat merkwürdigerweise während des gesamten Ermittlungsverfahrens nie jemanden interessiert. Auch die Durchsuchung eines von mir genutzten Keller-Lagerhauses in einem Wohn- und Geschäftshaus in Steyrermühl erwies sich für die Fahnder nicht als der große Knaller. Wie denn auch, ich war in den 12 Monaten vor der Verhaftung nie mehr dort gewesen.

Dass der Zugriff insgesamt kein spektakulärer Coup werden würde, ahnten wohl auch die SOKO-Leute. Der Anregung, bei meiner im unteren Geschoß lebenden damals 84-jährigen Oma doch bitte nicht zu neunt vorstellig zu werden, wurde prompt entsprochen. Man verzichtete sogar darauf, sie aufzuwecken. Für die alte Dame war die Situation nach Bekanntwerden des

Dopingfalles Bernhard Kohl auch so schon belastend genug. Wiewohl sie, wie rund zehn weitere Personen aus meinem engen Umfeld, durchaus Bescheid wusste über den nicht ganz so ehrbaren – aber notwendigen – Teil meiner Geschäftstätigkeit.

Das Entgegenkommen der Beamten war geradezu symptomatisch, die Sicherstellung von einer sehr korrekten, fast freundschaftlichen Atmosphäre geprägt. Vielleicht lag es an mir, an meinem guten Elternhaus, an meinem gefassten Auftreten. Die Beamten, fast ausnahmslos aus Suchtgiftdezzernaten rekrutiert, waren, so schien es mir, durchaus erfreut, einmal mit nicht ganz so ruppigen Umgangsformen konfrontiert zu sein. Das freundschaftliche Miteinander gipfelte in einer etwas grotesken Situation. Man hatte mir, noch während die Hausdurchsuchung im Gange war, etwa 30 Minuten Zeit eingeräumt, mich von meiner Familie zu verabschieden und für die Überstellung ins Polizei-Anhaltezentrum Linz fertig zu machen. Nachdem die Beamten ihre Nachschau beendet hatten, kam einer der neun Ermittler, dem Dialekt nach zu urteilen aus dem inneren Salzkammergut stammend, und fragte ein wenig verlegen, ob ich für Bernhard Kohls signiertes Tour-de-France-Bergtrikot, das ihm im Rahmen der Hausdurchsuchung aufgefallen war, noch Verwendung hätte. Ich konnte mir ein Grinsen nicht verbeißen und machte dem Mann die Freude. Keine 30 Sekunden später stand der nächste Kohl-Verehrer vor mir. Er musste sich mit einem Jersey ohne Unterschrift begnügen. Ich hoffe, es ist beiden tatsächlich um den ideellen Wert gegangen, denn reich konnte man mit dem Textil nicht werden. Als ich Monate später mein allerletztes der gepunkteten Trikots bei E-Bay zu Geld machte, war es dem Höchstbietenden mickrige 71 Euro wert.

Den Rest der 30-minütigen Galgenfrist nützte ich für die Morgentoilette und eine Tasse Kaffee. Auch ein Anruf bei einem Vertrauten ließ sich noch einrichten. Das Telefon wurde mir erst nach Verlassen des Hauses abgenommen. Ansonsten beschäftigte mich die Frage, was denn für eine unbestimmte Zeitspanne im Gefängnis einzupacken sei. Ich orientierte mich an den Notwendigkeiten einer einwöchigen Urlaubsreise und lag damit selbstverständlich falsch. Mein erstes Fußballspiel hinter schwedischen Gardinen absolvierte ich mit geborgter Hose und geborgten Sportschuhen.

Dann war der Zeitpunkt gekommen, Abschied zu nehmen.

Ein letzter Kuss, eine innige Umarmung zwischen Tür und Angel. Und ein paar Worte, mit denen ich uns allen Mut zusprechen wollte. »Ich bin bald wieder da, mach dir keine Sorgen, mir geht es gut, wird schon nicht so lange dauern.« Zurück blieb meine Frau, der gegenüber ich nicht nur einmal allen Ernstes, und ich glaubte wirklich daran, beteuert hatte: »Ins Gefängnis gehe ich schon nicht.« Zurück blieb auch mein Sohn Simon, dem mein letzter Blick in Freiheit galt. Was ich sah, erleichterte mir die Zeit hinter Schloss und Riegel nicht gerade. Er hatte seine Hand nach mir ausgestreckt und ich glaubte in seinen Augen einen besonderen Ausdruck zu erkennen. »Warum gehst du? Ich möchte dir noch so viel sagen.«

